

Miszellen.

Gellert's letzte Weihnachten.

(Fortsetzung.)

Der Bauer steckte ein Licht in die Laterne, ging hinab in den Stall, schüttete den Pferden Futter auf und setzte sich dann auf den Futtertrog, und die Hände zwischen die Kniee geklemmt, gesenkten Kopfes, dachte er immer wieder darüber nach, Welch' ein elendes Leben er eigentlich habe. Warum haben's viele Menschen so gut, so ruhig, und du mußt dich plagen? Was geht's mich an, daß Reid eine Untugend ist? Und ich bin gar nicht neidisch, ich gönne ja Anderen, daß sie es gut haben; nur möchte ich's auch haben: ein ruhiges stilles Leben. Hab' ich's nicht schlimmer als ein Pferd? Das kriegt zur rechten Zeit sein Futter und hat nicht dafür zu sorgen. Warum hat mein Vater meinen Bruder Pfarrer werden lassen? Der hat seine ruhige Besoldung, sitzt in der warmen Stube läßt Gott einen guten Mann seyn, und ich muß mich schinden und plagen.

Seltzam! von dem eigentlich nächsten Gedanken, daß er gerne Ortsrichter geworden wäre, wollte er sich nichts gekleben.

Er saß lange still, dann ging er wiederum hinauf in die Stube an der Küche vorbei, wo das Feuer lustig brannte. Er setzte sich an den Tisch und wartete auf die Morgensuppe. Auf dem Tisch lag ein offenes Buch, die Kinder hatten noch am gestrigen Abend darin gelesen; unwillkürlich nahm er es vor und las darin. Plötzlich stand er auf, rieb sich die Augen und las nochmals. Wie kommt der Spruch gerade jetzt? — Er hielt die Hand auf das Buch und so leicht waren ihm die Worte eingegangen, daß er sie mit den Lippen leise vor sich hin sprach und er nidte mehrmals, wie wenn er sagen wollte: Wahr ist's! Und laut sagte er: „Da ist Alles bei einander, kurz und klein.“ Und noch starrte er drein, da brachte die Frau die dampfende Suppe, er zog die Müze ab, faltete die Hände und sprach laut:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.“

Die Frau sah den Mann verwundert an. Welch ein seltsamer Ausdruck lag in seinem Gesichte! Und als er sich niedertezte und aß, sagte sie: „Aber was ist denn das für ein Gebet? Was machst du? Wie kommst du dazu?“

„Das beste Gebet ist das, das beste, ein wahres Gotteswort. Ja, und so gut hast du dein Lebtag noch keine Suppe gemacht. Du mußt was Besonderes drein gethan haben.“

„Ich verstehe dich nicht. Halt, da liegt das Buch, da steht's, und das ist von dem Gellert in Leipzig.“

„Was? Gellert in Leipzig? Menschen, die so was so fassen können, die gibt's nicht mehr, die hat's vor tausend Jahren gegeben in heiligen Ländern, bei uns nicht; das ist ein Wort von einem alten Heiligen.“

„Und ich sage dir, es ist von dem Gellert, von dem dein Bruder erzählt hat; er ist ja sein Lehrer gewesen, und hast du nicht gehört, wie fromm und gut er ist?“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß es noch solche Menschen gibt und noch so nahe bei uns, da in Leipzig.“

„Ja, aber die vor tausend Jahren gelebt haben, waren doch auch einmal lebendige Menschen, und über Leipzig ist derselbe Himmel und scheint dieselbe Sonne und regiert derselbe Gott, wie über alle andern Städte.“

„Ja, ja, an dir hat mein Bruder eine gelehrige Schüßlerin!“

„Warum nicht? Ich habe Alles behalten, was er von dem Professor Gellert erzählt hat.“

„Professor?“

„Ein Mann, der solch einen stolzen, neumodischen Titel hat, der kann nicht so was machen.“

„Er hat sich den Titel nicht selber gegeben, und er ist arm genug dabei, und wie hart ist's ihm gegangen! Er hat schon von Kindheit an die Armuth gekannt; sein Vater war ein armer Pastor in Haynichen von dreizehn Kindern und Gellert hat als kleiner Junge im Amte Abschreiber seyn müssen; wer weiß, ob er sich nicht da seinen kranken Körper geholt hat! Und jetzt, da er ein alter Mann ist, will's ihm immer noch nicht besser geben; er hat oft sein Holz und muß frieren. Es geht ihm vielleicht auch wie jenem Studenten, von dem dein Bruder erzählt hat: der ist blutarm und muß doch studiren, und da bleibt er im Winter weit in den Tag hinein mit hungrigem Magen im Bett liegen und hat sein Buch vor sich, und bald thut er die eine Hand herauf, um das Buch zu halten, und wenn die pelzig kalt ist, wieder die andere. Ach! es ist gar nicht zu sagen, wie armselig der Mann leben muß, und dein Bruder hat mir auch erzählt, wenn er nur ein paar Thaler hat, denkt er gar nicht an sich, er sucht immer Einen, der noch ärmer ist als er, und da schenkt er Alles weg und hilft und sorgt. Ach Gott! Und er ist so arm! Wer weiß, ob er in dieser Stunde nicht hungert und friert, und er soll auch noch dazu kränzlich seyn.“

„Frau, dem Mann möcht' ich was Gutes thun — wenn ich nur was könnte. Wenn er nur Acker hätte ich wollte sie ihm acht Tage lang umackern und ansäen und schneiden und einhun und dreschen. Für den möcht' ich was Rechtes thun, so was, daß er's auch spürt, daß ihm Einer hilft. Aber er hat ein Geschäft, wo ich ihm nicht helfen kann.“

„So such' ihn doch auf und red' einmal mit ihm, du fährst ja heute mit dem Holz nach Leipzig. Such ihn auf und sag' ihm Dank; das thut ja einem Manne schon wohl. Es kann Jeder zu ihm kommen.“

„Ja, ja, ich möcht' ihn gern sehen und ihm die Hand geben, aber nicht die leere Hand. Wenn ich nur was hätte!“

„Frag' deinen Bruder und laß dir ein Briefchen an ihn mitgeben.“

„Nein, nein, sage meinem Bruder nichts; aber es könnte doch seyn, daß ich ihm begegne. Gib mir meinen Sonntagsrock, er wird nicht vertragen unter dem Mantel.“

Als die Frau den Kof brachte, sagte sie: „Wenn der Gellert nur eine Frau hätte oder eine eigene Paus-haltung, da könnte man ihm etwas schicken; aber dein Bruder sagt: er ist ledig und lebt mutterseelenallein.“

So fröhlich hatte Christoph noch nie seine Pferde angeschirrt und an den mit Buchenholz beladenen Wagen gespannt, so freudig hatte er lange nicht seiner Frau die Hand zum Abschied gegeben, als heute. Nun fuhr er mit dem schwerbeladenen Gefährte durch das Dorf, die Räder pfliffen und knisterten im Schnee. An dem Pfarrhause hielt er plötzlich an und schaute hinauf, dort, wo der Bruder jetzt schlief; er will ihn wecken und ihm sagen, was er thun will; aber rasch peitscht er auf die Pferde und es geht weiter; er mag sich noch nicht binden, was er thun will, vielleicht war's nur ein flüchtiger Gedanke. Das gesteht er sich nicht, und er sagt sich nur, daß er den Bruder überraschen wolle, wenn er's thut; und er dachte sich hin zu dem frommen Manne, der jetzt dort in der Stadt schläft, und nach einer alten Sangweise sang er vor sich hin den Vers.

Und wer weiß, wie wunderbar im Leben sich Wirkungen zeigen, denen wir nicht nachgehen können; auch Gellert hörte im Traume ein Singen, er wußte nicht, was es war, aber es klang so tröstlich, so fröhlich ...

Christoph fuhr dahin und es war ihm, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wäre. Er dachte zurück, welsch ein schönes Paus, welsch eine brave Frau er habe und frische Kinder, und wie warm war der Mantel, den er übergeschlagen hatte, und wie wohl auf Mensch und Vieh; und durch die stille Nacht fuhr er dahin, und neben ihm saß ein Geist, aber nicht ein Blendwerk der Einbildung, wie in alten Tagen die Menschen zu ihrem Schrecken sich ausdachten: ein guter Geist saß neben ihm, neben dem Holzbauer, der sein Leben lang nicht geglaubt hatte, daß etwas Anderes Macht über ihn gewänne, als was Hand und Fuß hat.

Es geht die Sage, daß in schweren Nächten böse Geister sich auf den Nacken der Menschen setzen und sie belästigen, daß sie keuchend vor Angst schwitzen; das war heute ein ganz anderer, der neben dem Holzbauer saß, und sein Herz war warm und schlug rasch. — Und es war in alten Zeiten, da führten Männer Holz-fuhren durch die Nacht, um sie zu sammeln auf einen Scheiterhaufen, darauf man Andersgläubige verbrennt; jene Männer glaubten, ein gutes Werk zu thun, sie halfen mit, das Gericht vollziehen, und doch, wer weiß, wie angstvoll es ihnen zu Nutze war, wenn sie denken mußten: auf dem Holze, das du führst, jammert, röchelt und verhaucht morgen ein Mensch wie du. Wer weiß, welche schwarze Unholde sich jenen Männern auf den Nacken setzten, die das Holz zum Scheiterhaufen fuhrten! — Wie ganz anders war es unserem Bauer Christoph heute!

Und weiter hinaus in alten Zeiten führten Männer Holz in den Tempel, darauf man Opfer verbrannte zu Ehren Gottes, und sie thaten Gutes in ihrem Sinne; denn wo dem Drange des Herzens kein Wort mehr ausreicht, bringt es gerne etwas dar, was ihm lieb, was ihm werth ist, als Zeichen seiner Pingebug, als Zeichen, daß es ihm ernst ist mit seinem Willen.

Wie ganz anders fuhr jetzt Christoph von der Dü-bener Halde den Weg entlang! Er wußte nicht, ob er ein reines Opfer zu bringen Willens war im Vergleich mit anderen verschollenen Zeiten; aber sein Herz erwärmte sich.

Als es Tag geworden, war er vor dem Stadthor von Leipzig angekommen. Da begegnete ihm ein Leichen-zug, die Thomasschüler in langen schwarzen Mänteln sangen hinter der Leiche drein. Christoph hielt an und zog den Hut ab. Wen begräbt man da? Wenn es Gellert wäre! Ja, gewiß, er ist's, und wie gern hättest du ihm noch etwas Gutes gethan, ja, du hättest ihm dein Holz geschenkt. Ja, das hättest du, sicher, und jetzt ist er todt, und du kannst ihm nichts mehr thun!

Erst als der Leichenzug vorüber war, fragte Christoph, wer da begraben würde. Es war ein ein-facher Bürger, es war nicht Gellert, und in dem schweren Athem, der jetzt aus der Brust Christophs aufstieg, lag ein doppelter Ausdruck: einerseits war es Freude, daß Gellert nicht gestorben war, und ander-seits ein leises, verstohlenes Gefühl, daß er nun fest versprochen hatte, ihm das Holz zu schenken; aber wem hatte er es versprochen? Sich selber, und mit dem eigenen Gewissen läßt sich leicht rechnen.

Der Aberglaube faßelt von Beschwörungsformeln, mit denen man, ohne Zuthun des Kranken, plötzlich den bösen Geist austreiben könne. Es wäre bequem, wenn man das hätte; aber in Wahrheit ist es nicht so. Da dauert es lange, bis das böse Gelüste und die böse Gewohnheit aus der Seele heraus ist, in die sie sich eingenistet, und der Wille, der lange gebunden war muß mitarbeiten, wenn ein erlösendes Machtwort von außen ihn befreien soll. Man kann nur Den führen, der selber die Füße hebt.

(Fortsetzung folgt.)

— Der französische General Goyon wurde, bevor er neulich nach Rom abging, bei der Verabschiedung vom Kaiser und von der Kaiserin von letzterer beauftragt, der Gemahlin des (Ex-) Königs von Neapel, Franz II., unter Anderem auch zu sagen, daß sie, die Kaiserin Eugenie, sich sehr glücklich schätzen würde, 3. Maj. die Königin bald wieder auf ihrem Throne zu sehen. Goyon blickte bei diesem Auftrage den Kai- ser scharf an, der zuerst die Augen niederseufzte, bald aber lächelnd solche wieder mit den Worten erhob: „Sagen Sie dies nur immerhin; es schadet nichts.“

— Dieser Tage gelangte an den König von Preu- ßen die Bittschrift eines armen Mannes um eine kleine Geldunterstützung mit der sonderbaren Ueberschrift: „Allerdurchlauchtigster, Allergnädigster, Aller durch- dringlichster (buchstäblich) König und Herr!“ Der König lachte und bewilligte die erbetene kleine Summe.

— Aus der sechshundertsten und letzten Ziehung des bayerischen Lotto's überhaupt zu Nürnberg ist dem Staate noch ein Reinertrag von 220.000 fl. zugeflossen; während die Einsätze bald gegen 300.000 fl. betrugen, entfiel an die Spieler nur ein Gewinn von nicht ganz 60.000 fl.